

ANNETTE SPRATTE

DIE
KANNEN-
BÄCKERIN


Francke



Im Westerwald während des Dreißigjährigen Krieges ...

Der Gestank legte sich um Johanna wie eine riesige klebrige Hand. Mit jedem Huftritt des Pferdes rückten die drohend aufragenden Stadtmauern von Hachenburg etwas näher. Eine faulige Note von verrottendem Fleisch mischte sich mit dem beißenden Geruch von Fäkalien und Rauch. Unter der tief hängenden Wolkendecke schien sich nichts davon zu verziehen, sondern wie ein dichter Nebel über dem Boden zu wabern. Die Straße wurde von Zelten gesäumt, aus denen fremdartige Stimmen drangen. Das mussten die Soldaten sein, die in der Stadt untergebracht waren. Vor den Toren herrschte seltsam schweigsames Gedränge von Städtern, Soldaten und Bauern.

Das Mädchen blickte kurz zu seinem Vater, der neben ihr saß und den Karren lenkte. Seine zitternden Hände hielten die Leinen so fest umklammert, dass seine Knöchel weiß waren. Schweißperlen standen ihm auf der Stirn.

»Geht es dir nicht gut, Vater?«, fragte die Dreizehnjährige ängstlich. Sie bekam nicht mehr als ein Brummen zur Antwort, das alles bedeuten konnte.

Der Karren holperte über einen Stein in der ausgefahrenen Rinne der Straße. Johanna sah sich zur Ladefläche um. Die in Stroh gepackten Leichen ihrer Mutter und Geschwister waren

durch den plötzlichen Stoß durchgeschüttelt worden. Zwischen den grauen Halmen sah sie das blaue Auge ihrer nächstjüngeren Schwester reglos in den Himmel starren. Es schnürte ihr die Kehle zu und sie richtete ihren Blick schnell wieder nach vorn. Sie waren jetzt schon am Stadttor angekommen und bahnten sich einen Weg durch die Menge.

Die Straßen waren glitschig, obwohl der Regen, der schon seit dem Morgen drohte, noch nicht eingesetzt hatte. Da aber die Rinnsteine bei der Menge an Menschen vor Abwässern überquollen, wunderte Johanna sich auch nicht mehr über den entsetzlichen Gestank.

»Warum sind hier so viele Leute?«, wollte sie wissen.

»Die Menschen fliehen vor dem Krieg und der Pest hierher«, erwiderte ihr Vater heiser.

Die Pest. Überall starben die Menschen qualvoll an der Seuche. In ihrem Dorf gab es keine Familie, die nicht mindestens ein Opfer zu beklagen hatte. Einige Häuser waren jetzt leer. Johanna war als Erste erkrankt und ihre Mutter hatte sie liebevoll gepflegt. Nach ein paar Tagen hatte sie sich erholt, aber dann war ihre kleine Schwester Lina krank geworden und gleich danach ihre Brüder Friedrich und Karl. Und die Mutter selbst. Alle waren innerhalb von wenigen Tagen gestorben. Warum sie überlebt hatte, wusste Johanna nicht.

Ihr Vater wollte die Familie ordentlich bestattet wissen und brachte sie deswegen in die Stadt. Seine gesamten Ersparnisse hatte er mitgenommen, um ein Begräbnis bezahlen zu können.

Der Karren rumpelte eine schmale Gasse entlang und kam schließlich am Rande des Marktes zum Stehen. Der Vater übergab Johanna die Leinen und stieg vom Kutschbock, musste sich aber schnell festhalten, denn er schwankte in einem plötzlichen Anfall von Schwindel. Mit einem Kopfschütteln biss er die Zähne zusammen und ging leicht unsicher auf den Leichenbestatter zu, der hier seine Geschäfte abwickelte.

Johanna sah, dass der Bestatter hart verhandelte, aber schließ-

lich schienen sie sich geeinigt zu haben. Ihr Vater überreichte dem Mann einige Münzen, dann folgten ihm zwei schwarz gekleidete Leichenträger mit Handschuhen und Tüchern vor dem Gesicht. Sie zogen Johannas Familie einen nach dem anderen vom Karren und brachten sie zum Leichenkarren des Bestatters. Das Mädchen beobachtete das alles mit einer seltsamen Leere im Inneren. Die Tode waren so schnell aufeinander gefolgt, dass Johanna noch gar nicht fassen konnte, was geschehen war. Wie betäubt fühlte sie sich, als wäre ihr Herz in ihr eingeschlafen, so wie ihr manchmal die Füße einschliefen, wenn sie zu lange hockte.

Ihr Vater brauchte mehrere Anläufe, um wieder auf den Karren zu steigen. Er schwitzte jetzt noch mehr und zitterte heftiger. Seine Brauen waren vor Schmerz zusammengezogen und Johanna meinte, an seinem Hals eine Beule zu erkennen. Schnell reichte sie die Leinen zurück und schloss die Augen. Sie wollte es nicht sehen. Ihr Vater konnte nicht auch krank sein. Das ging einfach nicht!

»Wir fahren zur Kirche und zünden Kerzen für ihre Seelen an. Vielleicht bekommen wir noch ein paar Schluckbilder von Maria oder St. Sebastian.«

Diese Aussage ließ Johanna erschauern. Schluckbilder nahmen die Katholiken. Wenn ihr Vater darauf zurückgreifen wollte, musste er sehr krank sein. Über die Dächer der Häuser konnte Johanna bereits den Turm der Katharinenkirche auftragen sehen.

Plötzlich packte ihr Vater sie mit eisiger Hand am Arm. »Nimm das Geld, Johanna. Lauf! Lauf zur Kirche und hol die Bilder! Du bist schneller, wenn du läufst. Beeil dich!«

Das Mädchen zögerte nur einen Moment, dann sprang es vom Karren und fädelt sich in Windeseile durch die Menschenmenge. In der Kirche musste sie nicht lange suchen, denn der Kirchendiener, der die Schluckbildchen verkaufte, war von einer Menschentraube umringt. Beherzt drängte sich Johanna nach vorn durch und setzte ihre größte Leidensmiene auf. Es fiel ihr

nicht schwer. »Bitte, bitte, gebt mir einen Bogen, mein Vater braucht dringend Hilfe!«, flehte sie den Diener an. »Bitte, Herr, meine Mutter ist schon tot und meine Geschwister auch, bitte! Ich will nicht ganz allein bleiben!« Jetzt rollten ihr echte Tränen über die Wangen.

Eine Frau legte den Arm um sie. »Du armes Mädchen«, sagte sie voller Mitleid. Auch ihre Augen schwammen, während sie sich an den Kirchendiener wandte. »Nun macht schon, gebt ihr einen Bogen!«

Der Mann händigte Johanna einen Bogen mit Heiligenbildchen aus und Johanna drückte ihm irgendeine Münze in die Hand. Sie drängte sich aus der Gruppe heraus und rannte zum Ausgang.

»Was denn, so eilig?«, rief der Pfarrer ihr zu und hielt sie am Arm fest.

»Nein, bitte Herr Pfarrer, ich muss zu meinem Vater!« Mit einem verzweifelten Schluchzen riss sie sich los und eilte aus der Kirche. Im Laufen riss sie schon den Bogen mit den briefmarkengroßen Bildchen in Stücke, ohne darauf zu achten, welcher Heilige sich darauf befand. Gott würde schon wissen, worum es ging. Als sie wieder am Karren ankam, stellte sie entsetzt fest, dass ihr Vater kaum vorangekommen war. Warum saß er nicht mehr auf dem Kutschbock?

Johanna rannte um das Pferd herum und erstarrte vor Schreck. »NEIN!«, schrie sie verzweifelt und warf sich neben ihrem Vater auf die Knie. Er war zu Boden gestürzt und lag nun mit offenen Augen da. Blut lief ihm aus dem Ohr und der Nase.

»Nein, nein, nein ...«, stammelte Johanna, während sie hastig die Papierstückchen zusammenknüllte und sie dem Vater in den Mund schob. »Bitte, schluck das, du musst das schlucken, Vater, bitte!«

Nichts geschah. Ihr Vater bewegte sich nicht. Er blinzelte nicht einmal mehr.

»NEIN!«, schrie Johanna noch einmal und trommelte mit den

Fäusten auf die reglose Brust des Toten. »Du darfst nicht sterben!« Besinnungslos vor Schmerz sprang sie auf und stürmte zurück in die Kirche. Der Pfarrer war nach vorn an den Altar getreten. Brüllend griff Johanna den Geistlichen an und schlug auf ihn ein.

»He, was soll das!«, rief er erschrocken und packte Johannas Hände.

»Du und dein Gott! Ihr seid schuld! Ihr habt mir alles genommen!« Heiser drangen die Anschuldigungen aus ihrer Kehle. »Meine ganze Familie habt ihr mir genommen! Ich hasse euch!«

Der Pfarrer schwieg einen Moment, während Johanna hemmungslos weinte. Sie versuchte jetzt nicht mehr, den Pfarrer zu schlagen. Der plötzliche Wutanfall war verebt.

»Wie heißt du, mein Kind?«, fragte der Pfarrer sacht.

»Johanna. Johanna Hatterod«, schniefte das Mädchen und wischte sich die Tränen mit dem Ärmel aus dem Gesicht.

»Willst du mit mir für die verstorbenen Seelen beten, Johanna?«, bot der Pfarrer an.

Johannas Kopf fuhr hoch und sie sah dem Pfarrer mit hasserfülltem Blick fest in die Augen.

»Ich werde nicht mehr beten«, flüsterte sie. »Nie wieder werde ich beten. Tagelang haben wir gebetet und Gott hat uns nicht erhört. Der letzte Hauch von den Lippen meiner Mutter war ein Flehen um Heilung. Sie sind alle tot. ALLE! Gott hat sie mir alle genommen und ich werde ihm auch etwas nehmen!« Ihre Stimme war immer lauter geworden und jetzt griff sie mit einem Aufschrei nach dem hölzernen Kreuz, das der Pfarrer um den Hals trug. Sie riss es ab, machte auf dem Absatz kehrt und raste wie besessen aus der Kirche heraus. Niemand hielt sie auf.

Der Karren stand noch immer dort, wo sie ihn zurückgelassen hatte, auch wenn eine neugierige Menschentraube sich darum gebildet hatte. Johanna stieg auf den Kutschbock, steckte das Kreuz in ihre Rocktasche, packte die Leinen und lenkte den Wagen in Richtung Stadttor. Sie blickte nicht zurück. Ihren Vater

noch einmal tot am Boden liegen zu sehen, hätte sie nicht ertragen. Alles verschwamm vor ihren Augen, denn die Tränen liefen jetzt, als hätte jemand eine Schleuse geöffnet. Stimmen drangen zu ihr, aber sie erreichten sie nicht. In ihr war nichts als Schmerz, Trauer und Verzweiflung.

Es dauerte lange, bis Johanna sich ihrer Umgebung wieder bewusst wurde. Sie befand sich auf einem Waldweg, den das Pferd in gemächlichem Tempo entlangzockelte. Links stieg das Gelände steil an, während es rechts zu einem Fluss abfiel. War das die Nister? Hatte ihr Pferd von allein den Heimweg eingeschlagen? Sie war sich nicht sicher. Ihre Augen suchten die Umgebung nach etwas Vertrautem ab, fanden aber nichts. Neue Tränen stiegen in ihr hoch. Noch nie hatte sie sich so verloren gefühlt. Der Strudel ihres Schmerzes riss sie wieder mit sich.



Eine schallende Ohrfeige brachte Johanna schlagartig zurück in die Realität. Ihr Jammern blieb ihr im Halse stecken und sie sah den Mann vor sich mit weit aufgerissenen Augen an. Es war ihr Nachbar Jörg.

»Hör auf zu heulen!«, schrie er sie an. »Wo ist dein Vater?«

Johanna erwiderte nichts.

»Ist der Hatterod auch tot?«

Sie nickte nur.

»Hab ich mir schon gedacht. Der sah nicht gut aus heute Morgen.« Er warf einen Blick auf das Pferd, das mit hängendem Kopf im Hof ihres Elternhauses stand. Inzwischen war es dunkel geworden und hatte angefangen zu regnen. Sowohl das Pferd als auch Johanna selbst waren völlig durchnässt.

»Geh zu Elsa ins Haus, ich kümmerge mich um das Pferd«, sagte der Nachbar barsch, zog das Mädchen vom Karren und schubste es in Richtung seiner eigenen Hütte. Zitternd schleppte Johanna sich in die Küche. Elsa, seine Frau, sah sie erschrocken an.

»Johanna? Was ist passiert?«

Aber Johanna konnte nicht antworten. Zu gewaltig waren die Worte, um durch ihren Mund zu passen, zu groß die Verzweiflung, die sie niederdrückte. Was sollte jetzt aus ihr werden?

Aus dem Familienbett in der hinteren Ecke des Raumes lugten zwei neugierige Köpfe hoch, während Elsa ihr eine Decke um die Schultern legte und ihr durch die hellblonden Haare strich. Kurz darauf kam ihr Mann herein und setzte sich dem Mädchen gegenüber an den Tisch.

»Hast du noch andere Verwandte?«, fragte er ohne Umschweife.

»Was ist denn passiert?«, wollte seine Frau von ihm wissen.

»Der Hatterod ist auch tot. Wir können sie nicht mit durchfüttern, wir haben ja selbst kaum genug.« Als er sah, dass seine Frau ihm widersprechen wollte, hob er mit scharfem Blick den Zeigefinger. Elsa klappte den Mund wieder zu. »Also was ist? Hast du noch andere Verwandte?«, wiederholte der Nachbar.

Johanna blieb stumm und starrte zitternd auf die Tischplatte. Ihre Gedanken waren ein einziges Knäuel.

»Antworte mir!«, schrie Jörg plötzlich und schlug mit der flachen Hand auf den Tisch. Nicht nur Johanna fuhr vor Schreck zusammen. Vom Bett her hörte man ein leises Wimmern.

»Onkel«, flüsterte sie heiser.

»Einen Onkel, ja? Wo lebt der?«

Stück für Stück fiel es ihr wieder ein, was ihr Vater gesagt hatte, als er den Teller mit dem Brief von seinem Bruder bekommen hatte.

»Hilgert.«

»Hilgert? Wo ist das?«

Johanna wusste es nicht. »Er ist Kannenbäcker«, fügte sie unsicher hinzu. Das schien Jörg etwas zu sagen.

»Da unten bei Höhr, ja? Das ist nicht so weit. Pack deine Sachen, Mädchen, dann machst du dich morgen auf den Weg. Und jetzt ab nach Hause.«

Unwirsch zog er Johanna die Decke von den Schultern und zeigte auf die Tür. Verwirrt blickte sie zu Elsa, aber die hatte sich den Kindern zugewandt. Johanna blieb nichts anderes übrig, als in das leere Elternhaus hinüberzugehen. Kaum stand sie draußen, hörte sie Ido heulen. Der Vater hatte den Hund morgens im Stall eingesperrt, weil er ihn nicht hatte mitnehmen wollen. Johanna rannte durch den Regen und tastete sich dann zum finsternen Stall. Kaum hatte sie die Tür geöffnet, sprang der große Hund voll überschwänglicher Freude an ihr hoch und leckte ihr quer durchs Gesicht. Dann rannte er schwanzwedelnd im Kreis um sie herum.

»Ist ja gut«, sagte Johanna leise, froh, dass sie nicht ganz allein war. Aus dem Stall drang das gleichmäßige Malmen des Pferdes, das der Nachbar offensichtlich mit Futter versorgt hatte. Johanna schloss die Stalltür und betrat mit dem Hund die Wohnstube. In der Hoffnung, dass es noch ein bisschen Glut gab, schürte sie das Feuer. Sie hatte Glück. Nach einer Weile begann der Zunder zu brennen. Aus dem Schrank nahm sie etwas Dörrfleisch für Ido und den letzten Rest Käse und Brot. Beides war schon ziemlich trocken. Sie setzte sich an den Tisch und weichte das Brot in Wasser ein, ehe sie davon abbiss.

Ihr Blick wanderte durch die vertraute Stube, die ihr trotz der Einsamkeit Trost spendete. Nachdem sie gegessen hatte, legte sie sich völlig erschöpft ins Bett. Es schien viel zu groß zu sein ohne die Familie, die sonst darin gelegen hatte.

»Ido«, rief Johanna leise und klopfte neben sich. Gehorsam sprang der Hund aufs Bett und legte sich neben sie. Kurz darauf war sie eingeschlafen.



Johanna wollte nicht aufwachen. Als ob ihr unbewusst klar wäre, dass das Erwachen nur weiteren Schmerz bringen würde, klammerte sie sich an den Schlaf und öffnete die Augen erst, als jemand sie an der Schulter rüttelte. Es war Elsa.

»Hast du nichts gepackt?«, fragte sie, als Johanna sich aufsetzte und sie verschlafen anblinzelte. Die Frage wirkte wie ein Eimer kaltes Wasser.

»Nein«, sagte sie leise.

»Na los, steh auf. Ich habe dir was zu essen gebracht. Frühstück und Proviant für den Weg. Hast du Kleider von deinem Bruder?«

Johanna setzte sich an den Tisch und ignorierte die seltsame Frage erst einmal. Frischer Haferbrei erschien ihr wichtiger. Auf dem Tisch lag ein Beutel, in dem sie den Proviant vermutete. Daneben eine Schere und ein Kamm. Elsa wühlte jetzt in der Kleidertruhe und zog ein Hemd und eine Hose heraus, dazu Strümpfe und eine warme Wolldecke. Die Decke hatte zwar einige Mottenlöcher, aber Mutter hatte sie dennoch aufbewahrt, weil sie so schön warm hielt.

Als Elsa alles aufs Bett gehäuft hatte, setzte sie sich zu Johanna an den Tisch und blickte ihr eindringlich in die Augen. »Pass auf, Kind. Du musst dich verkleiden. Wenn du kleines Mädchen dich allein auf den Weg machst, wirst du nicht weit kommen. Der erste Trupp Soldaten, dem du begegnest, wird dich schänden und

wahrscheinlich sogar umbringen. Ich werde dir gleich die Haare schneiden und dann ziehst du die Sachen von deinem Bruder an. Ab sofort bist du Johann, verstanden? Geh trotzdem allen aus dem Weg und nimm Ido mit. Er wird dich beschützen. Außerdem einen Dolch oder ein Messer. Dein Vater hatte doch sicher ein Jagdmesser? So etwas ist immer gut. Trink nur aus sauberen Bächen, nicht aus Pfützen, und teil dir dein Essen gut ein. Frag auf dem Weg nach Höhr, das kennen die meisten. Erst wenn du im Kannenbäckerland bist, kannst du nach Hilgert fragen. Du wirst es schon merken. So, jetzt komm.«

Johanna hatte aufgegessen und wurde von Elsa auf einen Hocker gesetzt.

»Warum muss ich denn sofort weg?«, fragte sie mit tränenerstickter Stimme.

»Je eher du bei deinem Onkel in Sicherheit bist, desto besser. Diese Zeiten sind nichts für Mädchen ohne Schutz.«

»Ich könnte doch mit dem Karren hinfahren«, warf Johanna ein.

Elsa lachte auf. Dann klapperte die Schere und die ersten Strähnen von Johannas blonden Locken fielen zu Boden. »Damit die Soldaten auch noch Pferd und Karren bekommen? Glaub mir, zu Fuß hast du bessere Chancen, dich zu verstecken.«

Johanna hätte sich am liebsten die Ohren zugehalten, um das grässliche Ratschen der Schere nicht hören zu müssen.

»So«, sagte Elsa schließlich, »und jetzt umziehen.« Sie warf einen Blick über die Schulter, als hätte sie Angst.

Ihre Unruhe griff auf Johanna über und sie zog schnell Rock und Schürze aus. Ihr Unterkleid ließ sie an und zog Hose und Hemd einfach darüber. Als ihr Rock auf den Boden fiel, ertönte ein dumpfer Laut. Das Kreuz! Mit einem mulmigen Gefühl zog sie es aus der Tasche des Rocks und verbarg es in der Hosentasche, ehe Elsa es sehen konnte. Dann nahm sie ihre kleine Truhe vom Regal, in der sie ihre persönlichen Schätze aufbewahrte.

»Was machst du denn da noch?«, fragte Elsa ungeduldig.

»Ich brauche den Teller«, murmelte Johanna. Den Teller, den ihr Onkel ihrem Vater geschickt hatte, als Zeichen der Versöhnung. Der Teller war wunderschön bemalt gewesen, aber ihr Vater hatte ihn aus Wut auf dem Boden zerschlagen. Er hatte seinem Bruder nicht verzeihen können, dass er den elterlichen Hof verlassen hatte, um in den Krieg zu ziehen. Johanna hatte die Scherben aufgelesen und in ihrer Truhe versteckt, traurig, dass der schöne Teller kaputt war. Jetzt würde er zumindest noch als Beweis für ihren Onkel dienen. Als sie die Scherben in den Beutel steckte, hielt Elsa ihr schon ein Messer hin, das ebenfalls hineinwanderte. Die Decke hatte Elsa eingerollt und mit einer Schnur festgebunden, damit Johanna sie besser tragen konnte. Während Johanna das restliche Dörrfleisch für Ido aus dem Schrank holte, setzte Elsa ihr noch eine Mütze auf den Kopf.

»So Johann, fesch siehst du aus. Jetzt nimm deinen Ido und lauf, hinten über die Felder und dann auf Steimel zu. Den Weg kennst du, ja?«

Johanna nickte. Sie trat nach draußen und Elsa sah sich nach allen Richtungen um.

»Los, lauf!« Sie schubste Johanna. »Lauf, beeil dich!«, rief sie erneut, während sie schon auf dem Weg zu ihrem eigenen Haus war.

Johanna trottete los, obwohl sie nicht genau wusste, warum sie sich so beeilen sollte. Ido rannte neben ihr her, ausnahmsweise mal nicht fröhlich bellend. Auch er schien die Dringlichkeit in Elsas Anweisungen gespürt zu haben.

Die beiden waren gerade im Wald verschwunden, als hinter ihnen die Rufe lauter Männerstimmen herüberschallten. Angst setzte sich in Johannas Magen fest und sie lief schneller. Elsas Mann war oft unfreundlich, und wie er sie gestern Abend behandelt hatte, war schon fast grausam gewesen. In der Situation hatte Johanna es gar nicht richtig wahrgenommen, aber während sie jetzt durch den Wald rannte, fiel ihr der berechnende Blick des Mannes ebenso wieder ein wie der entsetzte Gesichtsausdruck

seiner Frau. Elsa hätte ihr geholfen, dessen war sich Johanna relativ sicher. Sie war vielleicht nicht so eine herzensgute Frau, wie ihre eigene Mutter es gewesen war, aber sie kümmerte sich gut um ihre Kinder und half aus, wenn Not am Mann war. Vielleicht hatte sie Johanna so eilig fortgejagt, um ihr zu helfen. War das möglich?

Johanna wischte sich die Tränen aus dem Gesicht und ging jetzt langsamer. Sie hatte Seitenstechen und konnte nicht weiterrennen. Nach dem Regen in der Nacht riss die Wolkendecke nun auf und Sonnenstrahlen ließen die Tropfen auf den Zweigen der Bäume wie tausend Diamanten glitzern. Von überall her ertönte Vogelgezwitscher und die Luft war würzig und frisch, ein herrlicher Maimorgen. Johanna hielt sich rechts, um den Weg nach Steimel nicht zu verfehlen. Bald sah sie den Waldrand und die dahinter liegenden Wiesen, durch die der Weg führte. Bevor sie unter dem Schatten der Bäume hervortrat, hielt sie lange Zeit Ausschau. Erst als sie sich vergewissert hatte, dass weit und breit niemand zu sehen war, wagte sie sich aufs freie Feld. Zügig schritt sie durchs hohe Gras am Wegesrand. Der Weg selbst war tief zerfurcht und voller Pfützen. Es hatte viel geregnet in diesem Frühjahr.

Johanna lief, bis sie das nächste Waldstück erreicht hatte. Dort bog sie vom Weg ab und suchte sich einen geschützten Platz, an dem sie rasten konnte, ohne dass sie vom Weg aus gesehen werden konnte. Ihre Füße schmerzten von der ungewohnt langen Wanderung, aber daran würde sie sich wohl gewöhnen müssen. Bei dem Gedanken, dass sie vermutlich mehrere Nächte im Freien verbringen musste, wurde ihr ganz mulmig. Unwillkürlich wanderte ihre Hand zu Ido und vergrub sich im dichten Nackenfell des Hundes. Wenigstens er war bei ihr. Sie holte etwas Brot aus dem Beutel und versuchte, es zu essen, ohne an all das Schlimme zu denken, weder an den schmerzlichen Verlust ihrer Familie noch die bittere Vertreibung durch die Nachbarn, ebenso wenig wie an die überall im Land umherstreifenden Soldaten. Bisher

war ihr kleines Dörfchen verschont geblieben, denn es lag abseits von den wichtigen Handelsstraßen von Köln nach Leipzig und Frankfurt. Aber gehört hatte sie genug davon. Ihr ganzes Leben schon herrschte Krieg, sie kannte es gar nicht anders.

Ido hatte sich gerade neben ihr ausgestreckt, als sie wieder aufstand, um weiterzugehen. Sie hatte großen Durst und hielt die Ohren gespitzt, ob sie irgendwo das Plätschern eines Baches hörte. Dass die Pfützen nur etwas für Hunde waren, hätte Elsa ihr nicht sagen müssen, das wusste sie auch so. Zum Glück war die Gegend von kleinen Bächen und Wasserläufen durchzogen, sodass es nicht lange dauerte, bis sie ihren Durst stillen konnte. Sie machte sich jetzt schon Gedanken, wo sie die Nacht verbringen sollte. Ob sie auf einem Hof um Obdach bitten sollte? Vielleicht konnte sie im Heu schlafen, das wäre sicher besser als irgendwo im Wald. Doch als sie in die Nähe der nächsten Wohnstatt kam, warfen die Bewohner ihr so feindselige Blicke zu, dass sie lieber weiterging. Sie traute ihrer Verkleidung nicht so recht. Würde nicht jeder sofort erkennen, dass sie ein Mädchen war?

Diese Frage herrschte vor, bis Johanna am frühen Nachmittag den Hügel erreichte, auf dem Steimel lag. Das Dorf war von Feldern und nur wenig Wald umgeben. Sie stand unten im Schatten des Waldrandes und beobachtete ängstlich das rege Treiben auf der Straße. Es war Markttag. Viele Menschen bewegten sich um den Marktflecken herum, manche kamen, manche gingen. Darunter waren auch Soldaten, die allseits mit argwöhnischen Blicken bedacht wurden. Ausnahmsweise schienen sie aber friedlich zu sein und kümmerten sich nicht um die Landbevölkerung.

Johanna stand unschlüssig da, Ido neben sich. Sollte sie es wagen? Ihre Beine waren wie erstarrt und sie war nicht in der Lage, einen Schritt vorwärts zu tun. Stattdessen sank sie auf die Knie und schlang einen Arm um den Hund. Sie steckte die andere Hand in die Hosentasche, wo ihre Finger das Holzkreuz berührten. Es war angenehm warm. Die glatte Oberfläche fühlte sich

fast weich an. *Was soll ich nur tun?*, dachte sie und spürte, wie ihr wieder die Tränen in die Augen traten. Bis hierher hatte sie es geschafft, nicht an den Tod ihrer Familie zu denken, doch jetzt überrollte die Trauer sie mit Macht. War es wirklich erst gestern gewesen, dass sie mit ihrem Vater nach Hachenburg gefahren war? Ihre Hand umklammerte das Kreuz, während schmerzhaftes Schluchzen ihren zierlichen Körper schüttelte. Was für ein grausamer Gott, der den Menschen solches Elend auferlegte! Hunger, Krankheiten, Morde, Brandschatzungen, es nahm kein Ende! Eine Armee nach der anderen fiel über das Land her und dann kam auch noch die Pest. Bald würde hier alles wie ausgestorben sein.

Ido begann, leise zu winseln, und leckte ihr die Tränen aus dem Gesicht.

»Wenigstens du bist noch bei mir«, flüsterte Johanna. Sie lehnte ihren Kopf an seinen und versuchte, ruhig durchzuatmen. »Was denkst du? Sollen wir es wagen?«, fragte sie den Hund, der ihr mit einem Schwanzwedeln zu antworten schien. »Aber wenn sie es durchschauen?« Furchtsam blickte das Mädchen wieder zur Straße hin. Eine Gruppe Soldaten war schon weit den Hügel hochgewandert, während ein Bauer mit seinem Karren in der anderen Richtung im Wald verschwand. Sonst war niemand mehr auf dem Weg zu sehen. Johanna stand auf und band Ido einen Strick um den Hals, den sie zu Hause im letzten Moment noch gegriffen hatte, um den Hund anleinen zu können. Er war zwar ein braves Tier, aber auf sie hörte er längst nicht so gut wie auf Vater. Sie wickelte sich den Strick um die Hand, zog die Mütze ins Gesicht und holte tief Luft. Dann machte sie den ersten Schritt. Und dann noch einen. Ihre Beine gehorchten ihr jetzt. Als wäre ein Bann gebrochen, lief sie mutig los und versuchte sich in Erinnerung zu rufen, wie ihr Bruder gelaufen war. Etwas breitbeiniger als sie, das wusste sie, weil sie ihm öfters ein Bein gestellt hatte. Und er hatte selten auf den Boden geschaut, weswegen er immer wieder gestolpert war. Johanna schob die Schultern zurück und

hob den Kopf. Dann wischte sie sich mit dem Ärmel die letzten Tränen von den Wangen.

»Hier kommt Johann«, sagte sie leise und musste fast lachen.



Niemand schenkte ihr auch nur die leiseste Beachtung. Zwischen den Marktschreiern und Besuchern rannten viele Jungs ohne Begleitung herum, versuchten einen der runzligen Äpfel zu stehlen, die zum Verkauf standen, oder zeigten sich gegenseitig die Messer, die ein Waffenschmied feilbot. Ido zog bei den vielen Leuten und Gerüchen stark an der Leine, aber wenn Johanna ihn ermahnte, ging er wieder ordentlich bei Fuß. Je länger Johanna unter den Leuten war, desto freier fühlte sie sich. Als dann noch der Bäcker sie mit »Wohl an, junger Herr, wie wär's mit einer frischen Wecke?« ansprach, verflogen ihre letzten Zweifel. Jeder hielt sie für einen Jungen. Ein ganz ungewohntes Gefühl nahm von ihr Besitz. Sie war jetzt ihr eigener Herr, konnte tun, was sie wollte. Als sie letztes Jahr mit der Familie hier zum Markt in Steimel gewesen war, hatte sie die ganze Zeit an der Hand ihrer Mutter verbracht, während ihre Brüder allein hatten umherstreifen dürfen. Das hätte sie auch gern getan, aber der Vater hatte es verboten. Als sie sich über die Ungerechtigkeit beschwert hatte, war sie gescholten worden. Es schickte sich nicht für ein Mädchen, so herumzuströmen, hatte ihre Mutter gesagt.

Aber für Jungs, dachte Johanna und grinste.

Mit dem Geld, das sie bei sich trug, kaufte sie sich nicht nur eine Wecke, sondern auch einen Teller Suppe, die zwar nur ein

paar Zwiebeln und Rübenstücke enthielt, ihr aber trotzdem zusammen mit dem Brötchen herrlich den Bauch füllte. Seit Mutter krank geworden war, hatte es daheim nichts Gekochtes mehr gegeben, nur altes Brot und Getreidebrei.

»Wo geht es denn nach Höhr?«, fragte sie den Verkäufer, als sie die Schüssel zurückgab.

Der Mann streckte den Arm aus und deutete nach rechts von der Richtung, aus der Johanna gekommen war. »Wenn du stramm marschierst, Bursche, kannst du es in drei Tagen schaffen. Erst auf Hoenrode zu und dann Richtung Dierdorf.«

Johanna bedankte sich und ging los, die Namen der Ortschaften leise vor sich hin murmelnd, damit sie sie nicht vergaß.

Als es zu dämmern begann, tauchte die Straße in einen Hohlweg ab und kurz darauf stand sie in Hoenrode. Nach ihren Erfahrungen beim Markt scheute sie sich nicht mehr, bei einem der fünf Höfe anzuklopfen und um Obdach zu bitten. Der Bauer blickte sie zwar finster an, ließ sich dann aber doch erweichen und erlaubte ihr, auf dem Heuboden zu schlafen. Viel Heu war dort nicht mehr, die Ernte stand kurz bevor. Doch es war noch genug, dass Johanna sich ein gemütliches kleines Nest bauen konnte, in dem sie tief und fest schlief.



Der nächste Tag fühlte sich fast schon hochsommerlich an. Die Sonne strahlte von einem leuchtend blauen Himmel herab und überall verströmten bunt blühende Blumen einen süßen Honigduft. Die Luft war erfüllt vom Summen der Insekten und dem Trillern der Lerchen hoch über Johannas Kopf. Sie konnte sich gar nicht sattsehen an den herrlichen Farben um sich herum. Auf den Feldern ragten schon junge Halme aus dem Boden und die Wälder mit dem hellen Grün der Birken und den dunklen Tannen wirkten aus der Ferne wie ein weicher Teppich, über den Johanna am liebsten gelaufen wäre. Dort, wo der Weg durch den

Wald führte, tanzten die Sonnenstrahlen durch die Blätter und tauchten alles in ein geheimnisvolles Dämmerlicht.

Johanna machte viele Pausen. Ihre neu gewonnene Freiheit erschien ihr wie ein sagenumwobener Schatz, nach dem sie sich immer gesehnt hatte. Sie war oft neidisch auf ihre Brüder gewesen, wenn die draußen getobt hatten, während sie der Mutter beim Kochen und Putzen hatte helfen müssen. Ein Junge zu sein, hatte Vorteile. Ein neuer Gedanke schob sich in ihren Kopf. Soweit sie wusste, kannte ihr Onkel die Familie seines Bruders nicht. Der Vater hatte nie von ihm gesprochen, bis zu dem Tag, als der Teller mit dem Brief angekommen war. Da erst hatte Johanna erfahren, dass sie überhaupt einen Onkel hatte. Selbst die Großmutter hatte den anderen Sohn nie erwähnt. Johannas Herz begann, schneller zu schlagen. Wenn sie dem Onkel nun nichts davon sagte, dass sie ein Mädchen war? Würde er es merken? Könnte sie als Junge bei ihm leben und vielleicht auch Kannenbäcker werden, so wie er?

Aufregung ergriff sie wie ein Fieber. In Gedanken malte sie sich alle möglichen Alltagssituationen aus und überlegte, wie sie sich als Junge verhalten würde. Vielleicht könnte sie zur Schule gehen und Lesen und Schreiben lernen. Sie müsste nicht putzen und waschen, kochen und backen, sondern könnte einen Beruf erlernen und Geld verdienen. Sie könnte frei herumstreifen, vielleicht sogar mit Ido auf die Jagd gehen. Ido war ein guter Jagdhund, ein hervorragender Fährtenleser. Ihre Brüder hatten so oft davon erzählt, aber Vater hatte ihr nie erlaubt, mitzugehen. Es war ja auch verboten. Nur die Fürsten durften jagen. Das hatte ihren Vater jedoch nicht gekümmert. In den abgelegenen Wäldern war es unwahrscheinlich gewesen, dass einen jemand beim Wildern erwischte.

»Na, Bursche, wohin des Wegs?«, fragte eine Stimme plötzlich mitten in ihre Gedanken hinein. Erschrocken fuhr Johanna herum. Ein Bauer mit einem Ochsendgespann war von hinten an sie herangekommen und sie hatte ihn vor lauter Träumerei nicht bemerkt. Sie schluckte. »Ich ... will nach Dierdorf«, stammelte sie.

»Das trifft sich ja gut, da will ich auch hin. Wenn du magst, spring hinten auf den Wagen, darfst gern mitfahren.« Der Mann nickte ihr freundlich zu.

Das ließ das Mädchen sich nicht zweimal sagen. »Gern, danke!«, rief sie und kletterte im Fahren hinten auf den Karren. Ido warf ihr nur einen kurzen Blick zu und lief geschäftig schnüffelnd neben dem Wagen her.

»Zu wem willst du?«, fragte der Bauer weiter.

»Ach, ich suche nur ein Plätzchen zum Schlafen. Nach Hilgert will ich, zu meinem Onkel.«

»Hilgert, ja? Das ist noch ein Stück, soweit ich weiß. Wenn dir die Scheune reicht, kannst du bei uns übernachten.«

Johanna seufzte erleichtert auf. »Vielen Dank für Eure Großzügigkeit«, sagte sie dankbar, doch der Bauer winkte ab.

»Nicht der Rede wert. In diesen Zeiten muss man zusammenhalten, nicht wahr? Woher kommst du?«

»Weißbach.«

»Weißbach? Davon habe ich noch nie gehört.«

»Ist auch nur ein kleines Dorf, einen halben Tagesmarsch hinter Steimel«, erwiderte Johanna.

»Na, da hast du ja schon ein gutes Stück geschafft. Einen feinen Hund hast du da. Taugt der zur Jagd?«

Johanna biss sich auf die Zunge. Fast hätte sie sich verplappert. »Wir haben keine Jagdrechte«, bemerkte sie nur, während es ihr die Kehle zuschnürte. Ihr Vater hatte mehr als einmal gesagt, dass sie ohne Ido verhungert wären, wenn er mit einem Hasen oder Fasan nach Hause kam. Ihre Gedanken über das Leben als Junge kamen ihr plötzlich falsch vor. Ihre Eltern hatten sie in allem Elend so gut versorgt, wie konnte sie nur so undankbar sein? Wie viel lieber würde sie weiter bei ihnen leben, anstatt sich irgendwo in der Fremde durchzuschlagen! Aber sie waren tot. Nichts und niemand würde sie zurückbringen.

»Alles in Ordnung, Junge?«, fragte der Bauer.

Johanna schniefte.

»Warum willst du denn zu deinem Onkel, hm?«

»Meine Familie ist tot«, krächzte das Mädchen.

Der Bauer seufzte mitfühlend. »Wie so viele«, murmelte er und fragte nicht weiter.



Die Familie des Bauern nahm Johanna freundlich auf und ließ sie an ihrem spärlichen Abendessen teilhaben. Die Bauersfrau schenkte ihr sogar noch ein Hemd, das ihrem Sohn zu klein geworden war.

»Für Putzlumpen ist es zu schade«, sagte die Frau traurig und Johanna vermutete, dass auch diese Familie ein jüngeres Kind verloren hatte, das das Hemd sonst aufgetragen hätte.

Die Nacht war etwas unruhig, denn die Sau der Familie hatte Ferkel bekommen und Johanna wurde immer wieder vom Quieten der Kleinen aus dem Schlaf gerissen. Trotzdem machte sie sich nach einem leichten Frühstück und vielen Danksagungen guten Mutes auf den Weg.

Nachdem sie Dierdorf hinter sich gelassen hatte, tauchte der Weg in einen dichten Wald ein, der kein Ende zu nehmen schien. Gegen Mittag verschwand die Sonne hinter einer Wolkendecke und es begann zu regnen. Sehr nass wurde Johanna unter dem Blätterdach nicht, aber das schummrige Halbdunkel wurde ihr zunehmend unheimlich. Der Weg war auch nicht mehr so breit und ausgefahren, sodass sie sehr genau aufpassen musste, ihn nicht zu verlieren. Ido streifte neben ihr durchs Gebüsch und schreckte immer wieder Vögel auf, die mit lautem Protestgeschrei davonflatterten. Dann blieb der Hund plötzlich stocksteif stehen und hob witternd die Nase. Johanna sah sich um, konnte aber nichts entdecken. Langsam setzte Ido sich wieder in Bewegung und verharrte mit jedem Schritt einen Moment lang mit erhobener Vorderpfote, während seine Rute reglos in die Luft ragte. Johanna folgte seinem Blick und starrte angestrengt in die Schat-

ten zwischen den Bäumen. War da eine Bewegung? Sie hatte den Gedanken kaum beendet, da schoss der Hund plötzlich los. Im gleichen Moment brach ein Rudel Rehe aus dem Gebüsch und floh mit geschmeidigen Sprüngen tiefer in den Wald hinein.

»Ido, nein!«, rief Johanna entsetzt. »Hierher, Ido, hierher!«

Aber der Jagdtrieb des Hundes war stärker als ihre schrille Stimme.

»Ido!«, schrie sie aus Leibeskräften und rannte hinter ihm her. Sehr bald schon konnte sie ihn nicht mehr sehen. Sie hörte ihn noch eine Weile durchs Unterholz rennen, dann wurde es still. Sie rief noch ein paar Mal nach ihm, drehte sich dann aber mit hängenden Schultern um und ging zurück. Er würde sie schon finden. Mit klopfendem Herzen hielt Johanna Ausschau nach dem Weg. Sie war nicht weit gelaufen, dachte sie jedenfalls. Jeden Moment müsste sie die Spur auf dem Waldboden entdecken. Aber es dauerte viel länger, als sie erwartet hatte. Sie blieb wieder stehen und sah sich suchend um. Angst schnürte ihr die Kehle zu. Rings um sie her ragten stumm die grauen Stämme der Bäume empor, wie Säulen in einer endlosen Halle mit einem Dach aus grünen Blättern. Kein Lichtblick verriet ihr den Stand der Sonne, an dem sie sich hätte orientieren können. Allein die Neigung des Hanges gab ihr einen Anhaltspunkt, doch in diesem Teil des Waldes erhoben sich ausnahmsweise mal keine prominenten Felsformationen aus dem Boden, sodass sie unsicher war, auf welcher Höhe sich der Weg befinden musste.

»Ido!«, rief sie wieder.

Ein leises Bellen drang an ihr Ohr und kurz darauf hörte sie das Rascheln von Pfoten im braunen Laub am Waldboden.

»Da bist du ja!«, sagte sie erleichtert, als Ido schwanzwedelnd auf sie zugesprungen kam. »Wo ist der Weg, Ido? Such den Weg!«

Der Hund legte den Kopf schief.

»Such den Weg!«, wiederholte Johanna und Ido senkte gehorsam die Nase zum Boden und schnüffelte herum. Als er in eine Richtung loslief, folgte Johanna ihm.

Sie fanden den Weg nicht. Ziellos irrten sie bis zur Dämmerung durch den Wald, der kein Ende zu nehmen schien. Erschöpft ließ Johanna sich schließlich in eine Kuhle zwischen den Wurzeln einer großen Eiche fallen und wickelte ihre Decke aus. Die war inzwischen fast komplett durchweicht, denn der Regen hatte den ganzen Tag nicht mehr nachgelassen. Johanna rief Ido zu sich und rollte sich mit ihm zusammen in die Decke ein. Trotz ihrer Erschöpfung schlief sie kaum. Bei jedem Geräusch schreckte sie zusammen. Ihre Gedanken kreisten ständig um die Gefahren, die im nächtlichen Wald lauerten. Was, wenn Wölfe oder Wildschweine sie aufstöberten? Während sie einerseits froh über Idos Nähe war, machte er sie zusätzlich nervös. Egal, ob er nur den Kopf hob oder ob ein leises Knurren aus seiner Kehle drang, jedes Mal fürchtete sie, von einem nächtlichen Räuber angegriffen zu werden.

Sobald es zu dämmern begann, war sie wieder auf den Beinen. Sie fand einen Bach, aus dem sie trinken konnte, und beschloss dann, seinem Lauf zu folgen.

»Es bringt nichts, wenn wir einfach kreuz und quer durch den Wald irren«, erklärte sie Ido. »Der Bach wird uns bestimmt zu einem Weg bringen. Viele Wege laufen an Bächen entlang.«

Ihre Zuversicht wurde auf eine harte Probe gestellt. Stundenlang kletterte sie über Felsen und steile Böschungen hinunter und musste Umwege gehen, weil der Bach durch dichtes Dornengestrüpp floss, aber endlich, als sie schon kurz davor war, verzweifelt aufzugeben, sah sie die unverkennbaren Spuren von Wagenrädern im weichen Waldboden. Vor Erleichterung brach sie in Tränen aus und setzte sich erst einmal auf einen Stein am Wegesrand. Ihre Füße waren wund und dreckig, ihre Kleidung hatte einige Risse, und ihr Magen knurrte so laut, dass Ido sich verwirrt umsah. Johanna zog die letzten Essensreste aus dem Beutel. Etwas Fleisch für den Hund, der es scheinbar in einem Stück verschluckte, und etwas Brot und ein kleiner Rest Käse für sie selbst. Nachdem sie gegessen hatte, blickte sie in beiden Richtungen den Weg entlang.

»Wo sollen wir hingehen?«, fragte sie.

Ido sah sie nur hechelnd an.

Gedankenverloren tätschelte sie ihm den Kopf. »Weiter dem Bach nach«, sagte sie dann und stand auf. Sie hängte sich den Beutel um, schulterte die Decke und machte sich trotz ihrer müden Glieder auf den Weg.

Der Abend brach herein. Johanna begann schon, sich nach einem geeigneten Schlafplatz umzusehen, als ihr plötzlich der Geruch von Feuer in die Nase stieg. Hoffnung durchfuhr sie wie ein Blitz. Wo Feuer war, da waren Menschen.

»Komm, Ido!«, sagte sie. Ihre zuvor schleppenden Schritte wurden wieder schneller. Bald würden sie ein Dorf erreichen und sie würde sicher wieder Unterschlupf in einer Scheune finden. Auf keinen Fall wollte sie noch eine Nacht im Freien verbringen.

Der Weg lief in einem scharfen Knick um einen mächtigen Schieferfelsen im Waldboden herum. Johanna hatte den Felsen kaum umrundet, da lief sie einem Mann in die Arme.

»Was haben wir denn hier?«, rief der lachend, packte die erschrockene Johanna um die Mitte und schleppte sie weiter.

In einem Kessel, der hinter dem Felsen in den Berg hineinschnitt, hatte ein großer Trupp Soldaten das Lager aufgeschlagen. Sie saßen und standen um mehrere Lagerfeuer herum und fingen an zu johlen und zu pfeifen, als der Mann Johanna in den Lichtkreis des nächsten Feuers trug. Johanna fing an zu schreien und um sich zu treten. Im nächsten Moment sprang Ido den Mann von hinten an und verbiss sich in seinem Arm. Johanna stürzte zu Boden, war aber in der nächsten Sekunde auf den Füßen und rannte Hals über Kopf aus dem Lager heraus mitten in den Wald hinein. Hinter sich hörte sie aufgeregte Schreie und wütendes Brüllen, dann lautes Jaulen. Sie blieb nicht stehen. Obwohl sie kaum etwas erkennen konnte, rannte sie weiter und immer weiter. Äste schlugen ihr ins Gesicht. Sie stolperte über Felsen und Baumwurzeln. Einmal landete sie mit ausgestreckten Händen in einem Gestrüpp, dessen Dornen sich schmerzhaft in ihre Handflächen bohrten. Achtlos riss sie sich los und rannte blindlings

weiter. Bergab, immer bergab, denn wenn sie bergauf klettern würde, wäre sie viel zu langsam.

Sie sah den Abhang unter sich erst, als es schon zu spät war. Einen Augenblick lang stand sie taumelnd auf dem Felsgrat, ehe der Schwung ihrer blinden Flucht sie nach vorn kippen ließ. Mit einem Aufschrei rutschte sie den Hang hinunter, erst auf dem Hosenboden, dann auf dem Bauch, da sie sich gedreht hatte und versuchte, irgendetwas zu fassen zu bekommen, das ihren Sturz bremste. Da war nichts. Sie schlug am Boden der Grube auf und wurde von einer Wolke der Verwesung eingehüllt. Der Gestank war so überwältigend, dass sie zu würgen begann. Verzweifelt krallten ihre Finger sich in den Waldboden. Sie zog sich am Rand der Grube entlang, während sie unter ihren Füßen das weiche Fleisch von leblosen Leibern und Gliedmaßen spürte. Entsetzt schrie sie auf, als eine Hand sich um ihr Bein zu legen schien. Endlich bekam sie eine Wurzel zu fassen und zog sich mit letzter Kraft hoch. Der untere Rand der Grube war niedriger. Sie konnte sich von einer Wurzel des Baumes zur nächsten aus dem Loch heraushangeln. Auf allen vieren kroch sie noch ein Stück weiter, bis sie sich übergeben musste.

Zitternd wischte sie sich mit dem Ärmel Tränen und Dreck aus dem Gesicht und rappelte sich wieder hoch. Sie schleppte sich weiter, ununterbrochen schluchzend. Da, ein Bach! Dankbar fiel sie an seinem Ufer auf die Knie und wusch sich Gesicht und Hände. Am liebsten hätte sie sich ganz ins Wasser gelegt, denn der Verwesungsgeruch schien überall an ihr zu haften. Aber sie fror sowieso schon. Sie zog den Beutel ab und tastete nach ihrer Decke, doch die war weg. Irgendwo auf ihrer halsbrecherischen Flucht musste sie sie verloren haben. Johanna nahm den Beutel auf den Schoß und presste ihn fest an sich. Die Scherben des Tellers drückten sich gegen ihren Bauch, während sie hemmungslos weinte. Das mussten Pesttote gewesen sein, die man hier in der Grube im Wald mehr schlecht als recht verscharrt hatte. Lag ihr Vater jetzt auch in so einer Grube? Schuldgefühle überrollten sie

mit einer Wucht, die ihr schier den Atem nahm. Sie hatte ihren Vater einfach in den Straßen Hachenburgs liegen lassen! Während er sein letztes Geld zusammengekratzt hatte, um seiner Familie ein ordentliches Begräbnis zu gewährleisten, hatte sie ihn einfach zurückgelassen im Unrat der überfüllten Stadt! Wie hatte sie das nur tun können? Das ganze Ausmaß ihres Leids drückte sie zu Boden. Sie rollte sich um ihren Beutel zusammen, den Kopf in den feuchten Waldboden gedrückt, und stöhnte und schrie, bis sie heiser war.



Sie musste über ihren Schmerz eingeschlafen sein, denn als sie die Augen öffnete, war es hell. Mühsam streckte Johanna ihre Arme und Beine und versuchte, ihren durchgefrorenen Körper vom Boden hochzubekommen. Alles schmerzte, sie war mit Kratzern und blauen Flecken übersät. Die Schuhe hatte sie verloren, ebenso wie ihre Mütze. Zu Essen hatte sie auch nichts mehr, also humpelte sie ohne Frühstück los. Erleichtert stellte sie fest, dass es eine Straße gab, der sie folgen konnte. Sie führte am Laufe eines größeren Flusses entlang, der sich ein Stück unterhalb seinen Weg bahnte. Johanna's Blicke schweiften suchend durch die Bäume in der Hoffnung, Ido würde irgendwo auftauchen. Vielleicht hatte er den Soldaten ja auch entkommen können. Noch während sie das dachte, wusste sie, dass es Unsinn war. Die Soldaten hatten ihn mit Sicherheit getötet. So wie sie, wenn er sie nicht beschützt hätte. Warum war sie nur so unaufmerksam gewesen? Der innere Vorwurf verhallte in der enormen Leere in ihrer Seele. Da war nichts mehr in ihr. Sie hatte alles verloren, was ihr lieb und teuer war. Alle Sicherheit, jeglichen Schutz. Sie war so allein auf der Welt, wie ein Mensch nur sein konnte. Ihre Hand wanderte in die Hosentasche und berührte das Holzkreuz. Es war noch da. Schnell zog sie die Finger wieder zurück. Nein, Gott bot keinen Trost. Er hatte ihr alles genommen. Jetzt sogar noch den Hund. Da war nichts mehr.